

Sebastian Braun

Putnam und Bourdieu und das soziale Kapital in Deutschland

Der rhetorische Kurswert einer sozialwissenschaftlichen Kategorie

1

„Social capital“ is one of the main topics in the current political and scientific debate in Germany. The framework of the current enthusiasm are the studies of the leading communitarian thinker, Robert D. Putnam, concerning social capital in the United States of America. Surprisingly, in the current debate in Germany a completely different discourse about social capital is being ignored, even though it has a very important role in France for several decades. The framework is that of Pierre Bourdieu. In this paper, the author discusses these two different approaches of social capital, and points out fundamental contradictions and lacuns in Putnam’s approach. Then he criticises the current debate about social capital in Germany.

1. Einleitung

Der sozialwissenschaftliche und politische Diskurs über Zustand und Zukunft der deutschen Gesellschaft hat einen neuen Modebegriff gefunden: „Soziales Kapital“ lautet der aus dem Amerikanischen wörtlich übersetzte Terminus, der überall dort eine Rolle spielt, wo von sozialen Beziehungen und sozialem Vertrauen, von Solidarität und moralischen Normen bis hin zur Effizienzsteigerung des politisch-administrativen und ökonomischen Systems die Rede ist. Der Erfolg dieses Begriffs ist nicht zufällig, denn er behandelt die schillernde Frage nach dem „sozialen Kitt“, der moderne Gesellschaften zusammenhält.

Fürchteten schon die „Klassiker“ der Soziologie beim Übergang von traditionellen zu modernen Gesellschaften den Verlust des gesellschaftlichen Zusammenhalts, so kulminiert die aktuelle Diskussion sogar in der Frage, ob hochindividualisierte postmoderne Gesellschaften überhaupt noch integrierbar sind (Beck/Beck-Gernsheim 1994, S. 33). Die Sorge vor der „Auflösung des Sozialen“ (Heitmeyer 1997c, S. 11) verlangt geradezu nach Gegenstrategien: „Altruistischer Individualismus“ (Beck 1997a, S. 19), „solidarischer Individualismus“ (Berking 1994, S. 40), „kooperativer Individualismus“ (Dettling 1994, S. 28), „verantwortlicher Individualismus“ (Evers 1999, S. 58) oder „kommunitäre Individualität“ (Keupp 1997, S. 307) lauten die wohlklingenden Begriffspaare, mit denen ein ausgewogenes Verhältnis von Gemeinwohl- und Eigeninteressen angestrebt wird – immer nach dem Motto: „Ein Minimum an Altruismus, Solidarität und Kooperation braucht jede Gesellschaft“. Zwar konnte bislang niemand den „Grenzwert“ bestimmen, an dem dieses Minimum unterschritten wird; die „Institutionen der ‘Good Society’“ (Brumlik 1996, S. 51), die einen weiteren „Kursverlust“ verhindern

Zitierweise: Braun, S. (2001). Putnam und Bourdieu und das soziale Kapital in Deutschland. Der rhetorische Kurswert einer sozialwissenschaftlichen Kategorie. *Arbeitspapier des Forschungszentrum für Bürgerschaftliches Engagement*. Zugriff am TT.MM.JJJJ unter <http://www.for-be.de/publikationen.html>. Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin.

Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um eine modifizierte Version eines bereits veröffentlichten Beitrags: Braun, S. (2001). Putnam und Bourdieu und das soziale Kapital in Deutschland. Der rhetorische Kurswert einer sozialwissenschaftlichen Kategorie. *Leviathan – Zeitschrift für Sozialwissenschaft*, 29 (3), 337-354.



sollen, scheinen dafür aber um so eindeutiger festzustehen: die „Zivil-“ bzw. „Bürgergesellschaft“ und das Assoziationswesen als deren „organisatorisches Substrat“ (Habermas 1994, S. 444) und als „Zwischenträger in ‘gesamtgemeinschaftlichen Integrationsprozessen’“ (Streeck 1987, S. 473) – „assoziative Demokratie“ lautet die Zukunftsvision (Schuppert 1997). In diesem weit gespannten Diskussionsrahmen erweist sich der Begriff soziales Kapital derzeit als ein Passepartout, um das Spannungsverhältnis zwischen gesellschaftlicher Moral und Individualisierung aufzulösen.

Erstaunlich an der laufenden Debatte ist allerdings, dass ein grundsätzlich anderer Diskurs über soziales Kapital weitgehend ausgeblendet bleibt, obwohl er seit Jahrzehnten die wissenschaftliche und politische Diskussion jenseits des Rheins beherrscht. Am Diskurs in Frankreich fällt auf, dass soziales Kapital eine ganz andere Bedeutung hat, wenngleich auch hier von sozialen Beziehungen, Solidaritätsverpflichtungen oder gegenseitigem Vertrauen die Rede ist. Dieser Diskurs hinterfragt aber in kritischer Absicht das „System der offiziellen Selbstdarstellungen und Selbstrechtfertigungen“ (Offe 1973, S. 7) moderner Gesellschaften, die Leistung zu ihrem vermeintlich einzig legitimen Maßstab der Statuszuweisung erhoben haben. Soziales Kapital bezeichnet in Frankreich das Netz von Beziehungen, die zur Produktion und Reproduktion sozialer Ungleichheit beitragen und dafür sorgen, dass Karrierechancen und Machtressourcen nicht nur auf Leistung und Qualifikation basieren, sondern auch auf herkunftsbedingten Gruppenzugehörigkeiten und anderen vorteilhaften Verbindungen im Sinne des „Vitamin-B“.

Beide Diskurse über soziales Kapital sind mit den Namen zweier prominenter Wissenschaftler verbunden: dem US-amerikanischen Politologen Robert D. Putnam und dem französischen Soziologen Pierre Bourdieu. Während Bourdieus Begriff *capital social*, den er Ende der 70-er, Anfang der 80-er Jahre systematisch entfaltete, mittlerweile zur „culture générale“ im französischen Bildungssystem gehört, sind Putnams Studien über das *social capital* der USA zur „Sensation“ (Portes 1998, S. 19) der 90-er Jahre geworden. Sie verschafften dem derzeit wohl bekanntesten „Kommunitaristen“ nicht nur ein „profile“ im „people magazine“ oder ein tête-à-tête mit Präsident Clinton und Nachfolger Bush, sondern prägten auch Passagen der „State of the Union address“ von 1995.¹ Im Folgenden werde ich zunächst beide Ansätze von sozialem Kapital skizzieren, um anschließend den aktuellen gesellschaftspolitischen Diskurs über soziales Kapital in Deutschland zu betrachten.

¹ Natürlich haben in den letzten Jahrzehnten zahlreiche andere Wissenschaftler mit dem Begriff „soziales Kapital“ gearbeitet. Zu denken ist vor allem an Coleman (1988; 1990), aber auch an Fukuyama (1995), die mit ihren Ansätzen jedoch keine vergleichbare gesellschaftspolitische Wirkung erzielten wie Bourdieu und Putnam (vgl. dazu z.B. die umfangreiche, allerdings sehr schematische Arbeit von Haug 1997 oder den Überblicksbeitrag von Portes 1998).

2. *Social capital* oder *capital social* – Begriffsspielerei als Gesellschaftsanalyse

2.1 *Social capital* – der US-amerikanische Diskurs über soziales Kapital

Putnams Begriff *social capital* wurde zunächst durch seine Studie „Making Democracy Work: Civic Traditions in Modern Italy“ (1993a) bekannt. Putnam geht darin der Frage nach, weshalb 20 Jahre nach der italienischen Verfassungsreform die neu geschaffenen norditalienischen Provinzregierungen effizienter und zufriedenstellender arbeiteten als die süditalienischen. Sowohl Bürgerbefragungen als auch Indikatoren wie der Innovationsgrad bei der Implementierung der Reformgesetzgebung, die Responsivität auf Bürgeranfragen oder die Regionalplanung zeigten ihm, dass die Verfassungsreform in den nördlichen Provinzen effektiver und bürgernäher umgesetzt wurde als in den südlichen. Putnam sieht die Ursachen dafür nur bedingt im höheren Wohlstand des Nordens – zumal er nachzuweisen sucht, dass sich dessen wirtschaftlicher Vorsprung erst 100 Jahre zuvor herauszubilden begann. Die wesentliche Ursache sei vielmehr im höheren sozialen Kapital zu sehen: in den „features of social organization, such as trust, norms, and networks, that can improve the efficiency of society by facilitating coordinated actions“ (Putnam 1993a, S. 167). Putnam versucht dies empirisch zu belegen: Er weist nicht nur nach, dass die Zahl der Assoziationen in den nördlichen Provinzen höher ist als in den südlichen und dass der Assoziationsreichtum mit Indikatoren wie z.B. der Wahlbeteiligung oder der Quote der Zeitungsleser positiv korreliert, sondern er ermittelt auch einen Zusammenhang zwischen diesen, das soziale Kapital konstituierenden Variablen und der Leistungsfähigkeit des politisch-administrativen und ökonomischen Systems.

Soziales Kapital beinhaltet bei Putnam drei zentrale Elemente: *soziales Vertrauen*, das die zur gesellschaftlichen Koordination erforderliche Kooperation zwischen den Individuen erleichtert; die *Norm generalisierter Reziprozität*, die zur Lösung sozialer Dilemmata beiträgt; und *Netzwerke zivilgesellschaftlichen Engagements*, die generalisierte Reziprozitätsnormen pflegen und soziales Vertrauen aufbauen würden (vgl. Putnam 1993a, S. 170 ff.; 1995, S. 67). Mit diesen Kernannahmen rekurriert Putnam sowohl auf die klassische Demokratietheorie als auch auf transaktionskosten-ökonomische Ansätze: Analog zu de Tocqueville (1976) oder die „Klassiker“ der politischen Kulturforschung (z.B. Almond/Verba 1963) betrachtet er „civic associations“ als „Grundpfeiler“ und „Schule der Demokratie“. Diese würden ihrerseits aber auch eine Kultur informeller Kooperation fördern und jenes soziale Vertrauen schaffen, das sich als „generalisiertes Vertrauen“ über alle gesellschaftlichen Bereiche erstreckt und damit die Notwendigkeit zur sozialen Kontrolle und somit auch Kosten reduziert, und zwar im staatlich-administrativen Bereich ebenso wie im ökonomischen System. Im Zentrum stehen dabei die „traditional civic associations“, die kleinen lokalen Vergemeinschaftungen wie Sportvereine oder kirchliche Gruppen, in denen eine hohe „interaktive Konnektivität“ (Geser 1980, S. 215 ff.) zwischen den Mitgliedern bestünde und sich identifikatorische,



solidargemeinschaftliche Bindungen herausbildeten. In der aktiven Mitgliedschaftsrolle – und nicht in „Scheckbuchmitgliedschaften“ oder „ichbezogenen“ Selbsthilfegruppen – erlerne man jene Tugenden und Verhaltensdispositionen, welche die Kommunikation, Kooperation und das soziale Vertrauen innerhalb wie auch außerhalb der Assoziation erhöhten. Hier generiere und regeneriere sich soziales Kapital, da es sich im Unterschied zu Sachkapital nicht durch regelmäßige Anwendung verbrauche, sondern als „Nebenprodukt“ gemeinschaftlichen Handelns erhöhe.

Mit diesem theoretischen Rüstzeug hat Putnam seine einflussreichen Analysen über die USA durchgeführt (Putnam 1995; 1996a; 2000). Mit Hilfe von Zeitreihen-Vergleichen, die vom bürgerschaftlichen Engagement über Vereinsmitgliedschaften bis hin zu persönlichen Beziehungen das soziale Verhalten der US-Bürger beschreiben, versucht er nachzuweisen, dass das soziale Kapital der USA seit den 60-er Jahren erodiert sei. Mit seinem Begriffspaar „bowling alone“ (Putnam 1995; 2000) hat er „America’s declining social capital“ prägnant zusammengefasst: Das „Solo-Bowling“ steigt, das organisierte Team-Bowling nimmt ab. Zwar geht Putnam davon aus, dass „die Lockerung der familiären und gemeinschaftlichen Bindungen und die Expansion des Individualismus Trends darstellen, die alle trilateralen Demokratien bedrohen. Aber in den Vereinigten Staaten wird der Verfall von zivilem Engagement und sozialer Einbindung besonders deutlich“ (1996b, S. 71) – hauptsächliche Ursache: die „uncivic generation“ der Baby-Boomer. „Jedes Jahr nimmt der Tod der amerikanischen Gesellschaft wieder eine Zahl engagierter Bürger weg, und die werden ersetzt durch wesentlich weniger engagierte Menschen. [...] Wenn wir also nicht bald etwas tun, dann wird das Problem immer schlimmer werden“ (Putnam 1999, S. 8).

Zwar ist Putnam bemüht, seinen kulturkritischen Unterton zum „Gemeinschaftsverlust“ in den USA zu relativieren, indem er z.B. konstatiert: „Das Leben in den kleinstädtischen Mittelschichten der fünfziger Jahre oder zu Tocquevilles Zeit darf nicht romantisiert werden. Die wachsende Bedeutung des Individualismus in den vergangenen Jahrzehnten in Nordamerika, Europa und Japan wird mit der zunehmenden Toleranz gegenüber unterschiedlichen Lebensstilen und gegenüber politisch abweichenden Meinungen in Verbindung gebracht – ‘leben und leben lassen’“. Moralisierende Kritik am Individualismus und Glorifizierung der „community“ werden aber deutlich, wenn es anschließend heißt: „Doch eine Auflösung der Bindungen beschädigt mit großer Wahrscheinlichkeit die Nervenstränge der Demokratie in wichtigen Bereichen – indem sie bürgerliche Verantwortungslosigkeit fördert, den sozialen Zusammenhalt reduziert, Berechenbarkeit abbaut, das Gefühl der gemeinsamen Identität schwächt und so die Fähigkeit der Gemeinschaft, sich den gemeinsamen Problemen zu stellen, verringert“ (Putnam 1996b, S. 75).

2.2 Capital social – der französische Diskurs über soziales Kapital

Dreht man die beiden Worte in Putnams Erfolgsbegriff um und spricht sie französisch aus, dann befindet man sich unversehens in einer anderen Welt: *Capital social* ist jenseits des Rheins Bestandteil eines breiten öffentlichen Diskurses über soziale Ungleichheit. Seine Grundlage bildet die



Gesellschaftstheorie von Bourdieu, die insbesondere durch seine Arbeiten über die französische Gesellschaft der 60-er und 70-er Jahre bekannt wurde. Bourdieus Thema sind die Mechanismen der Produktion und Reproduktion gesellschaftlicher Strukturen in der sozialen Praxis, also im Handeln der Individuen.

Um diese Mechanismen zu analysieren, führt Bourdieu den Kapitalbegriff „in allen seinen Erscheinungsformen“ als plural verfasste „Welt von Ökonomien“ ein (Bourdieu 1983, S. 184; 1987, S. 96). Neben dem *ökonomischen Kapital*, das als bedeutendste Kapitalsorte in verschiedenen Formen materiellen Reichtums existiere (Geld, Landbesitz etc.), unterscheidet Bourdieu drei Erscheinungsformen *kulturellen Kapitals*: In inkorporierter Form, angeeignet über persönliche Bildungsarbeit, bilde es die Kompetenz eines Individuums im kognitiven und dessen Geschmack im ästhetischen Sinne; in objektivierter Form manifestiere es sich in kulturellen Gütern (z.B. Bücher, Kunstwerke), während es in institutionalisierter Form (Bildungskapital) in Legitimitätsnachweisen wie Diplomen und Zeugnissen zum Ausdruck käme. Das *soziale Kapital*, das durch ständige „Beziehungsarbeit“ in Form materieller oder symbolischer Austauschakte entstehe, sei schließlich die „Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten *Beziehungen* gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind; oder, anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der *Zugehörigkeit zu einer Gruppe* beruhen“ (Bourdieu 1983, S. 190 f.).

Bourdieu entwirft soziales Kapital also nicht wie Putnam als kollektives Gut von Gesellschaften, sondern als individuelle Ressource. Diese Ressource konzipiert er theoretisch als eigenständige Kapitalsorte, die empirisch aber nur gemeinsam mit den beiden anderen Kapitalsorten vorkäme. Soziales Kapital übe primär einen „Multiplikatoreffekt“ auf das verfügbare ökonomische und kulturelle Kapital aus, wirke also in Verbindung mit deren Ungleichverteilung und verstärke somit die (Re-)Produktion sozialer Ungleichheiten: „Der Umfang des Sozialkapitals, das der einzelne besitzt, hängt [...] sowohl von der Ausdehnung des Netzes von Beziehungen ab, die er tatsächlich mobilisieren kann, als auch von dem Umfang des [...] Kapitals, das diejenigen besitzen, mit denen er in Beziehung steht“ (Bourdieu 1983, S. 191).

In zweifacher Hinsicht, so Bourdieu, bestehe aber prinzipielle Gleichwertigkeit zwischen den drei Kapitalsorten: Zum einen dienten sie alle dazu, die soziale Position des Individuums zu erhalten oder zu verbessern; zum anderen könnten sie ineinander umgewandelt werden. So sei z.B. Bildungskapital in Berufspositionen und damit ökonomisches Kapital konvertierbar, letzteres stets in Geld umtauschbar, in Eigentumsrechten institutionalisierbar und darüber hinaus „Verstärker“ der übrigen Kapitalsorten – etwa des sozialen Kapitals, da derjenige, der das notwendige Geld besitzt, auch über ein umfangreiches Beziehungsnetz verfüge. Kurzum: In seiner „allgemeinen Wissenschaft von der Ökonomie der Praxis“ (Bourdieu 1992, S. 51) versucht Bourdieu „die Gesetze zu bestimmen, nach denen die verschiedenen Arten von Kapital (oder, was auf dasselbe herauskommt, die verschiedenen Arten von Macht) gegenseitig ineinander transformiert werden“ (1983, S. 184).



Auf empirischer Ebene entwickelt er dazu das „Modell des sozialen Raums“. Mit diesem Modell versucht Bourdieu, die von Klassen- und Schichtansätzen thematisierten Formen sozialer Ungleichheit zu überwinden und ein differenzierteres, an den Kapitalsorten orientiertes Modell sozialer Klassen vorzulegen (Bourdieu 1996, S. 171 ff.). Im „Raum der sozialen Positionen“ erfasst Bourdieu die horizontale und vertikale Pluralität sozialer Lagen, die er anhand sozialstruktureller Daten rekonstruiert (Bildung, Beruf etc.). Diesen Raum spannt er zwischen drei Dimensionen auf: dem „Kapitalvolumen“ (y-Achse) als „Summe aller effektiv aufwendbaren Ressourcen und Machtpotentiale, also ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital“ (Bourdieu 1996, S. 195 f.); der „Kapitalstruktur“ (x-Achse), die den Umfang der einzelnen Kapitalsorten im Kapitalvolumen und somit die soziale Arbeitsteilung widerspiegelt; und der „sozialen Laufbahn“, die als zeitliche Entwicklung der beiden anderen Dimensionen soziale Mobilitäten und sozio-ökonomische Wandlungsprozesse reflektiert. Homolog zum Raum der sozialen Positionen erfasst Bourdieu im „Raum der Lebensstile“ die Praktiken und Objekte der symbolischen Lebensführung, die sich nach seinen empirischen Studien bestimmten sozialen Positionen zuordnen lassen. Die Homologie beider Räume erklärt er mit dem „Habitus“, einem Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen, das aus der Verinnerlichung der gesellschaftlichen Existenzbedingungen hervorgehe (z.B. Bourdieu 1976; 1996). Die Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata dieses „einheitsstiftenden Prinzips der Praxis“ (1996, S. 175) bedingen die Korrespondenz zwischen dem verfügbaren Kapital und den Praktiken der Lebensführung.

2.3 „Bridging social capital“ versus „bonding social capital“

Bourdieu hat im Rahmen seiner Gesellschaftstheorie einen Begriff von sozialem Kapital entwickelt, den Portes zu Recht als „the most theoretically refined among those that introduced the term in contemporary sociological discourse“ bezeichnet (1998, S. 3). Um so erstaunlicher ist es, dass Putnam diesen Ansatz weitgehend ignoriert, während er Coleman (1988; 1990), der Bourdieu überhaupt nicht rezipiert, „primary credit for developing the ‘social capital’ theoretical framework“ zuschreibt (Putnam 1995, S. 78). Putnam hat die theoretische Diskussion über soziales Kapital bislang nur beiläufig erwähnt, ohne die konträren Positionen systematisch zu bearbeiten, wie sein jüngstes Resümee zum Forschungsstand zeigt: „The term *social capital* itself turns out to have been independently invented at least six times over the twentieth century, each time to call attention to the ways in which our lives are made productive by social ties“ (2000, S. 19). Dass er Bourdieu unter den Autoren mit diesem Begriffsverständnis aufzählt, ist nicht nachvollziehbar. Ähnlich rätselhaft bleibt auch Putnams wenig später folgende Selbstkritik, er habe in seinen früheren Studien ignoriert, dass „social capital might have antisocial effects“ (2000, S. 446), da er hier wiederum auf Autoren verweist, die entgegen seiner einseitigen Kurzfassung vom Forschungsstand schon vor Längerem auf „the downside of social capital“ (Portes/Landolt 1996) explizit hingewiesen haben.

Diese selbstkritische Einsicht nutzt Putnam zu einer begrifflichen Differenzierung, die neuerdings seinen Forschungsschwerpunkt bildet: „Of all the dimensions along which forms of social capital vary,



perhaps the most important is the distinction between *bridging* (or inclusive) and *bonding* (or exclusive)" (2000, S. 22). Mit dem Begriff *bonding social capital* knüpft Putnam implizit an eine Theorettradition an, die auch unter dem Begriff „bonding solidarity“ firmiert und ihre Ursprünge in der Marxschen Vorstellung vom „Klassenbewusstsein“ hat. Solidarität und Hilfsbereitschaft werden in diesem Diskurs nicht als universelle, sondern auf kleinere Gemeinschaften begrenzte, traditional oder rational motivierte Unterstützungsformen begriffen. Stellvertretend dafür stehen Bourdieus Arbeiten über die Eliten Frankreichs, die über informelle und institutionalisierte Netzwerke verfügen wie die Eliten in keinem anderen Land der westlichen Welt (Bourdieu 1989). Entscheidend sind hier die Assoziationen der „anciens élèves“ der Grandes écoles und insbesondere die institutionalisierten Verbindungen zwischen den Elitehochschulen und den Eliteinstitutionen der öffentlichen Verwaltung, den Grands corps d’Etat. Während die Existenz der Grands corps nach wie vor damit legitimiert wird, den Gegensatz zwischen Gemeinwohl und Partikularinteressen aufzuheben, nutzen sie ihre privilegierte Position heute vor allem als „Geschäftsstelle zur Plazierung ihrer Mitglieder“ (Suleiman 1979, S. 179) in den Toppositionen von Administration, Politik und Wirtschaft („pantouflage“). Hoher „Korpsgeist“, fast identische „Königswege“ im Bildungssystem und eine ähnliche soziale Herkunft zumeist aus der „Bourgeoisie“ erhalten die homogene, sich selbst reproduzierende Elite, die über politische Zugehörigkeiten hinaus Klassencharakter annimmt (vgl. Braun 1999, S. 46 ff., S. 173 ff.). Ihr soziales Kapital manifestiert sich nicht nur in Förderungs- und Solidaritätsverpflichtungen oder im abgestimmten Ausschluss Gruppenfremder, sondern trägt auch dazu bei, die Transaktionskosten im politisch-administrativen und ökonomischen System zu senken, da es im Sinne von „Kreditwürdigkeit“ (Bourdieu 1983, S. 191) Vertrauen erzeugt, das unabhängig von der jeweils bekleideten Spitzenposition als Loyalitätsgarantie fungiert. Außerhalb des begünstigten Netzwerks kann ihr soziales Kapital aber auch Misstrauen erzeugen, da „die Grenze sozialen Kapitals durch normative Regeln und den öffentlichen Diskurs gezogen [wird], der in ‘Gefälligkeitsbanknoten’, ‘Vetternwirtschaft’ und Seilschaften eine Unterwanderung universaler Normen sieht, die schlimmstenfalls in Korruption endet“ (Dederichs 1999, S. 126).

Für Putman stellt sich die Frage, „how the positive consequences of social capital – mutual support, cooperation, trust, institutional effectiveness – can be maximized and the negative manifestations – sectarianism, ethnocentrism, corruption – minimized“ (2000, S. 22). *Bridging social capital* ist der Schlüsselbegriff, um die positiven Wirkungen sozialen Kapitals zu benennen, da es zur Überwindung der „social cleavages“ zwischen Ethnien, Geschlechtern oder sozialen Klassen beiträgt: „To build bridging social capital requires that we transcend our social and political and professional identities to connect with people unlike ourselves“ (Putnam 2000, S. 411). Putnams Versuch, die sozialen Mechanismen und Orte der Generierung sowie die Wirkungen des *bridging social capital* herauszuarbeiten, kann allerdings kaum überzeugen. Charakteristisch dafür ist die Betonung des Pendants zum „bowling alone“, seinem markanten Verfallsbegriff des sozialen Kapitals der USA: „This is why team sports provide good venues for social-capital creation“ (Putnam 2000, S. 411). Dass – entgegen aller politischen Wunschvorstellungen – die „contact theory of integration“ vom Mannschaftssport empirisch vielfach widerlegt wurde und dass die „körperliche Fremdheit im Sport“ (Bröskamp 1994) die gesellschaftlichen Distinktionsprinzipien und die „Wahlverwandtschaft des

Geschmacks“ par excellence vorführt (Bourdieu 1986; 1996, S. 373 ff.), übersieht Putnam vollkommen.

Dieses Beispiel deutet an, dass Putnam seine theoretische Differenzierung in zwei Extrempole von sozialem Kapital bislang nur unzureichend ausgearbeitet hat. Da ihm, wie er selbst betont (Putnam 2000, S. 24), adäquates Datenmaterial fehlt, ist er bisher auch den empirischen Nachweis für die Tauglichkeit seiner Begriffsdifferenzierung schuldig geblieben. Kommende Forschungsarbeiten werden also zeigen müssen, ob sich die derzeit noch wenig substantiellen Thesen zum *bonding* und *bridging social capital* empirisch fundieren lassen. Bislang jedenfalls kommt Putnam über allgemeine Aussagen kaum hinaus: „In short, for our biggest collective problems we need precisely the sort of bridging social capital that is the toughest to create“; oder: „On the other hand, we must keep this conceptual differentiation at the back of our minds as we proceed, recognizing that bridging and bonding social capital are not interchangeable“ (2000, S. 363, S. 24).

Vor diesem Hintergrund erscheint auch Putnams Kritik an den „Gründervätern“ der Soziologie wie z.B. de Tocqueville, Tönnies oder Durkheim in einem anderen Licht. Sein Vorwurf, „sie alle übertrieben bei der Vereinfachung der Sachverhalte“ (Putnam/Goss 2001, S. 32), lässt sich nämlich in gleicher Weise auf ihn selbst anwenden. Auch Putnams Arbeiten kennzeichnet eine simplifizierende Sichtweise von der sozialen Welt, die Portes als „elitist stance“ (1998, S. 19) charakterisiert: „How ironic it would be if, after pulling out of locally rooted associations, the very business and professional elites who blazed the path toward local civic disengagement were now to turn around and successfully argue that the less privileged Americans they left behind are the ones who must repair the nation’s social connectedness“ (Skocpol 1996, S. 25).

3. Soziales Kapital im gesellschaftspolitischen Diskurs in Deutschland

Putnams Analysen über das soziale Kapital der USA trafen in den 90-er Jahren auf einen gesellschaftspolitischen Diskurs in Deutschland, der sich an den „Schattenseiten“ des viel diskutierten „Individualisierungschubs von bislang unerkannter Reichweite“ (Beck 1986, S. 116) abarbeitete. Zahllose Begriffspaare wie „innere Kohäsion“ (Biedenkopf), „gesellschaftlicher Klebstoff“ (Hirschmann), „ziviler Treibstoff“ (Heitmeyer), „Gemeinsinn als Festiger“ (Sommer), „Sozialenergie“ (Klages), „soziale Bindekraft“ (Schäuble) oder „soziale Ozonschicht“ (Hurrelmann) vermengten Putnams Leitbegriff mit Erich Fromms’ berühmter Metapher vom „sozialen Kitt“, um in blumiger Sprache zu umschreiben, was der Gesellschaft offenbar abhanden gekommen war. Parallel dazu erlebten die alten Antipoden des Individualisierungsbegriffs – „Anomie“ und „Verelendung“ – eine seit der industriellen Revolution nicht mehr gekannte Renaissance.

Vor allem Heitmeyer nährte mit einer Fülle viel beachteter Arbeiten das Bild einer „desintegrierten Gesellschaft“ (vgl. z.B. Heitmeyer 1994a; 1997a; 1997b). Seine plakativen Thesen zur Ambivalenz der Individualisierung verliehen dem gesellschaftspolitischen Diskurs eine eindeutige Richtung: „Je mehr



Freiheit, desto weniger Gleichheit; – je weniger Gleichheit, desto mehr Konkurrenz; – je mehr Konkurrenz, desto weniger Solidarität; – je weniger Solidarität, desto mehr Vereinzelung; – je mehr Vereinzelung, desto weniger soziale Einbindung; – je weniger soziale Einbindung, desto mehr rücksichtslose Durchsetzung“, lautet die formelhafte Definition seines „Desintegrationstheorems“ (Heitmeyer 1994b, S. 45). Es beschreibt den Weg zum „egoistischen Hyperindividualismus“, zu einem unerwünschten „utilitaristisch-kalkulativen Verhalten“, mit dem die neu entstandenen Entscheidungsfreiräume „unbegrenzt ausgefüllt werden“ (Heitmeyer 1997c, S. 11) und das zu „Atomisierung“ führe (Beck 1997b, S. 395). Ein solches Szenario provozierte zwangsläufig abermals die Frage nach den „Perspektiven gesellschaftlichen Zusammenhalts“ (Kistler et al. 1999) und die Suche nach Wegen der „Solidaritätsproduktion“ (Münch 1997, S. 141), die seither zahllose Sammelbände füllte.

In diese sorgenvollen Visionen passten sich Putnams Arbeiten über die USA bestens ein. Zunächst lieferte er dem kulturpessimistischen Diskurs, der im „Psychogramm unserer Gesellschaft“ ein „gefährliches politisches und soziales Waffenarsenal“ ausgemacht hatte (Weidenfeld 1996, S. 24), den empirischen Nachweis, dass in den hochindividualisierten westlichen Demokratien Solidarität und Sozialität längst verschwunden seien. Diese eindimensionale Sichtweise gewann nicht zuletzt durch die Einfachheit an Evidenz, mit der Putnam seine einfühlsam ausgebreiteten empirischen Daten auf einen Punkt konzentrierte: auf den Erosionsprozess sozialen Kapitals, den er im Stile eines „leading communitarian thinker“ (Milbank) auf einen vermeintlich abstrakten liberalen Individualismus in den USA zurückführte. Ganz in der amerikanischen Denktradition, nach der auf den Gemeinschaftsverlust neue und sogar „bessere“ Gemeinschaften folgen können, die indes nicht willkürlich entstehen, sondern mit sozialwissenschaftlicher Hilfe erzeugt werden (vgl. Joas 1993, S. 54 f.), zeigte Putnam aber auch einen Ausweg: Revitalisierung der Zivilgesellschaft, der „community“ und des Assoziationswesens sowie Stärkung republikanischer Traditionen und demokratischer Partizipation auf lokaler Ebene – so seine Formel zur Schaffung neuen sozialen Kapitals, die er in einer „Agenda for Social Capitalists“ (Putnam 2000, S. 402 ff.) niederlegte und die hierzulande in medienfreundlichen Slogans popularisiert wird: „Nicht nur das ökonomische Kapital, sondern ebenso das ‘soziale Kapital’ entscheidet über die Zukunftsfähigkeit Deutschlands“, heißt es etwa in Keupps „Gesellschaft der Ichlinge“ (Keupp 2000, S. 17).

In dieser Euphorie konnte selbst der Begriff „community“ – Putnams „conceptual cousin“ von *social capital* – mühelos mit dem belasteten Terminus der „Gemeinschaft“ übersetzt werden, obwohl Putnam explizit auf die kulturelle Einbettung beider Begriffe hinweist (Putnam 2000, S. 22. und S. 24). Zwar ist der Gemeinschaftsbegriff hier wie dort kulturkritisch aufgeladen; der wesentliche Unterschied besteht aber darin, dass „der Diskurs über Gemeinschaft in den USA Bestandteil der Selbstverständigung einer liberalen Gesellschaft war und ist, während er in Deutschland – und das ist unabhängig von der Gesinnung der einzelnen Beiträger – über einen langen Zeitraum im Rahmen einer im wesentlichen illiberalen Gesellschaft stattfand. Die innere Spannung zwischen Marktliberalismus und Gemeinschaftsdiskurs ist in die politische Selbstverständigung der USA eingebaut“ (Joas 1993, S. 51 f.), wie die aktuelle Debatte zwischen „liberals“ und „communitarians“ zeigt, in der sich auch Putnams



Arbeiten über die USA situieren. Insofern lassen sich Putnams Begriffe auch nicht direkt auf andere Kulturen übertragen, da sie damit ihre konkrete Bedeutung verlieren und eine falsche Abstraktheit annehmen würden, die ihnen im normalen Gebrauch nicht eignet (vgl. Braun 1999, S. 80 ff.).

Im Diskurs in Deutschland wurden Putnams Begriffe aber vielfach in diesem abstrakten, einer „Logik der Äquivalenz“ folgenden Sinne benutzt. Äquivalenzen zwischen verschiedenen Kulturen werden mit Begriffen hergestellt, die als Achsen funktionieren, durch die ein reibungsloses Überschwenken in die andere Kultur ermöglicht wird – ein technisches Bild für einen technokratischen Vorgang, den in der „Sozialkapital-Debatte“ vor allem Eliten aus Politik, Wissenschaft und Verwaltung unter dem Deckmantel einer Neubestimmung des „Gemeinwohls“ vollzogen.² Mit ihrer Definitionsmacht verschafften sie den importierten Begriffen mitsamt den dazugehörigen Bewertungen – „gut“ oder „schlecht“, „modern“ oder „rückwärtsgewandt“, „zukunftsweisend“ oder „überlebt“ – Geltung in der deutschen Gesellschaft. Diese Taxonomien sind keine Erfahrungen der gesellschaftlichen Realität in Deutschland, sondern „Konstruktionsprinzipien der offiziellen und als legitim geltenden Erfahrung der sozialen Welt zu einem gegebenen Zeitpunkt“ (Bourdieu/Boltanski 1981, S. 105). Sie prägen die soziale Praxis, da es bei der Definition der sozialen Welt immer auch darum geht, „die Realität an das nominell Gegebene anzunähern“ (Bourdieu/Boltanski 1981, S. 103).

Dieser Annäherungsprozess lässt sich an der mittlerweile unüberschaubaren Zahl von Institutionen erkennen, die sich auf ihre Fahnen geschrieben haben, sie produzierten unentbehrliches soziales Kapital zum Wohle des aktualisierten „Modell Deutschland“ – für die „zivile Bürgergesellschaft“ (Schröder 2000) als „neuem Gesellschaftsvertrag“ (Bürsch 2000). Nahezu jede Organisation des Dritten Sektors – von den Wohlfahrtsverbänden über Stiftungen bis hin zu lokalen Vereinen, Initiativen und Projekten – sieht sich als Hersteller und Lieferant sozialen Kapitals; der staatliche Sektor betont unterdessen seine Rolle als „aktivierender Staat“, der die „ermöglichenden“, „ermunternden“ Rahmenbedingungen und „Gelegenheitsstrukturen“ zur Schaffung sozialen Kapitals bereitstelle; der „informelle Sektor“ der Familien, Lebensgemeinschaften und Nachbarschaften gilt indes als die ursprüngliche Quelle sozialen Kapitals, die unter der „Modern Governance“ wieder zu sprudeln beginne; und auch der ökonomische Sektor soll in der „Tätigkeitsgesellschaft“ seinen Beitrag zum unabdingbaren „stock of social capital“ der Gesellschaft leisten (vgl. z.B. Mutz 2000 sowie zahlreiche Beiträge in Kistler et al. 1999).

Wenn man bedenkt, welcher enorme theoretische Aufwand erforderlich ist, um ein derart umfassendes Modell sozialer Ordnung zu entwerfen, das den Dritten Sektor, den Staat, die informelle

2 Stellvertretend dafür stehen die zahlreichen Kommissionen, ministeriellen Projektgruppen usw., die in den letzten Jahren auf Bundes- und Länderebene eingerichtet wurden. Sie rasonieren etwa über die Zukunft des bürgerschaftlichen Engagements oder über Modelle zur Produktivitätssteigerung sozialpolitischer Maßnahmen unter dem Leitbild des „Aktivierenden Staates“ – die Liste lässt sich problemlos verlängern. Auf Putnams Leitbegriff und seine Therapievorschlüsse, die freilich zum Kernbestand kommunitaristischen Gedankenguts gehören, stößt man nicht nur in den offiziellen Verlautbarungen dieser Kommissionen, sondern auch in vielen Beiträgen politisch engagierter Wissenschaftler und in Erklärungen der vier „großen“ Parteien, die „ausdrücklich mit kommunitaristischen Inhalten sympathisieren“ (Schmitz 2000, S. 15).



Sphäre und den Markt mit ihren jeweils spezifischen Handlungsmodi einbezieht, dann ist es erstaunlich, dass für ein solches Unternehmen ein einziger Begriff ausreichen soll. Und so ist es de facto auch die Unbestimmtheit, die Putnams Terminus *social capital* so vielfältig verwendbar macht. Putnam selbst verwendet ihn synonym für „community“, „fraternity“ und vieles andere mehr (Putnam 2000, S. 24 und S. 351), so dass sein Begriff an zahlreiche Diskurse angeschlossen oder als Leitbegriff für disparate Diskurse dienen kann. Diese Vieldeutigkeit ist ein typisches Kennzeichen von Begriffen, die zu Integrationsideologien avancieren – der Becksche Individualisierungsbegriff hat dies in Deutschland exemplarisch gezeigt (vgl. Vester 1997, S. 175 ff.).

4. Fazit und Ausblick

Putnam hat in den 90-er Jahren mit seiner Forschung über das *social capital* der USA einen Enthusiasmus in Deutschland ausgelöst, der seinesgleichen sucht. Was in der Wissenschaft als „bahnbrechender Durchbruch“ (Habisch 1996, S. 675) gefeiert wurde, nährte in der Politik das Vertrauen in die „Zukunftsfähigkeit Deutschlands“. Soziales Kapital ist zur rhetorischen Trumpfkarte aller geworden, die sich um den „sozialen Kitt“ der Gesellschaft sorgen, die zugleich aber auch Hoffnung auf die Revitalisierung von sozialen Bindungen, Beziehungen und Netzwerken in einer bunten und lebendigen Bürgergesellschaft hegen, die mit ihren unausgeschöpften Ressourcen die Leistungsfähigkeit des staatlichen und ökonomischen Sektors zu steigern vermöge. Die „Kapital“-Metapher fügte sich bestens in eine immer mehr am ökonomischen Vokabular orientierte Alltagssprache ein und weckte im politischen Raum die Vorstellung, es gäbe in Zeiten leerer Kassen ein kostenloses Kapital zur Lösung der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme. Denn zumindest in einem Punkt scheint hierzulande Einigkeit über die Bedeutung sozialen Kapitals zu bestehen: dass es – wie überraschender Weise selbst Claus Offe als scharfsinniger Kritiker der „Leistungsgesellschaft“ konstatiert – „einen Beitrag zur (kollektiven) Wohlfahrt“ leiste, „also einer wohlfahrtssteigernden sozialen und moralischen Kompetenz“ von Gesellschaften gleiche (Offe 1999, S. 118), so dass sich „die über Raum und Zeit auftretenden Schwankungen in der Qualität politisch-administrativer und ökonomischer Performanz [...] auch durch das Niveau und die Verbreitung von Sozialkapital in einer Gesellschaft erklären“ ließen (Offe/Fuchs 2001, S. 417). Kurzum: Soziales Kapital gilt im aktuellen Diskurs in Deutschland als „wichtiger Wettbewerbsparameter“ (Habisch 1999, S. 495).

Die anglo-amerikanische Sozialforschung hat allerdings schon vor Längerem auf grundlegende Schwächen in Putnams Begriffverständnis und Untersuchungen hingewiesen, die in der hiesigen Begeisterung weitgehend ignoriert wurden (vgl. z.B. Laitin 1995; Lemann 1996; Skocpol 1996; Portes/Landolt 1996; Tarrow 1996; Portes 1998; Cohen 1999; Anheier/Kendall 2000; als Ausnahmen in Deutschland z.B. Cusack 1997; Haug 1997). Im Vergleich zu dem elaborierten Begriff von sozialem Kapital bei Bourdieu sind insbesondere drei Schwachpunkte hervorzuheben: erstens die Vermischung von Ursachen und Wirkungen sozialen Kapitals, so dass Putnam zirkulär argumentiert; zweitens die theoretisch unausgearbeitete und insofern nicht überzeugende Ausdehnung des Begriffs soziales

Kapital auf Regionen und Staaten; drittens die Idealisierung der positiven und die weitgehende Ignorierung der negativen Effekte sozialen Kapitals, sofern man wie Putnam von einem normativen Begriffsverständnis ausgeht, das soziales Kapital zumindest mit Demokratie und „Gemeinwohl“ assoziiert.

12

Putnam benennt zunächst Effekte – z.B. mehr oder weniger erfolgreich regierte oder prosperierende Regionen –, um dann retrospektiv anhand einer Reihe von Indikatoren – Mitgliedschaften in Assoziationen, Teilnahme an Wahlen, soziales Vertrauen etc. – Unterschiede zu analysieren, die er alle auf eine Ursache zurückführt: das höhere oder niedrigere soziale Kapital, das laut Definition aber nur ein übergreifendes Label für seine Indikatoren ist. Damit entfällt nicht nur jede andere Erklärungsalternative, sondern wird letztlich auch zweimal das gleiche gesagt – nach dem Motto: „If our town is ‘civic’, it does civic things; if it is ‘uncivic’, it does not“ (Portes/Landolt 1996, S. 21). Diese Tautologie weist einerseits darauf hin, dass der rasche Übergang von Ansätzen, die soziales Kapital als individuelle Ressource konzipieren, zu solchen, die es vor allem als kollektives Gut von Gesellschaften begreifen, mit erheblichen theoretischen und empirischen Schwächen erkaufte wurde. Andererseits muss aus Putnams tautologischer Argumentation zwangsläufig der „Nachweis“ folgen, soziales Kapital habe als „private“ und „public good“ weitreichende positive Folgen für Individuum und Gesellschaft: „We shall review hard evidence that our schools and neighborhoods don’t work so well when community bonds slacken, that our economy, our democracy, and even our health and happiness depend on adequate stocks of social capital“ (Putnam 2000, S. 27 f.). Die Gefahr, die moralische Grenze des Gegenstandsbereichs zu verfehlen, ist in Putnams zentralen Aussagen ebenso allgegenwärtig wie in seinen großflächigen quantitativen Analysen; denn wie bei jedem anderen normativen Begriff können die hohen Ansprüche, die er mit sozialem Kapital verbindet, immer auch verfehlt und bestritten werden (vgl. Braun 2001). „A more dispassionate stance will allow analysts to consider all facets of the event in question and prevent turning the ensuing literature into an unmitigated celebration of community. Communitarian advocacy is a legitimate political stance; it is not good social science“ (Portes 1998, S. 21 f.).

Zu einer „good social science“, die sich mit sozialem Kapital beschäftigt, gehört zweifellos Bourdieus theorieimmantes Begriffsverständnis, um Formen der (Re-)Produktion sozialer Ungleichheit und Mechanismen zur Festigung von Macht- und Herrschaftsstrukturen in den Blick zu bekommen. Eine Rückbesinnung auf seinen mittlerweile fast schon „klassischen“ Ansatz empfiehlt sich insbesondere für die Forschung in Deutschland; denn Brumliks Vorwurf an die kommunitaristische Sozialtheorie, sie ließe sich „von den Phänomenen sozialer Ungleichheit kaum provozieren“ und müsse „den Vorwurf in Kauf nehmen, erhebliche Ungerechtigkeiten fahrlässig optimistisch zu interpretieren“ (1996, S. 45), gilt nicht nur für Putnam als Vertreter dieser Strömung, sondern lässt sich auch problemlos auf den hiesigen Diskurs über soziales Kapital beziehen. Zumindest haben Forderungen wie jene von Heinze/Olk (1999, S. 88), dass „die komplizierten Beziehungen zwischen der Struktur der Assoziationen und der Entstehung von Vertrauen und Gemeinschaftsbeziehungen [...] zu einem eigenen Untersuchungsgegenstand der Sozialkapital-Forschung erhoben werden“ müssten, bislang kein nennenswertes Interesse hervorgerufen. Offenkundig ist es einfacher und erfolgversprechender,

sich dem – wie Sighard Neckel formuliert – „staatlich lizenzierten Tugendterror“ anzuschließen, als entsprechende Forschungsaktivitäten in Gang zu setzen.

Um diese Aktivitäten nicht nur theoretisch, sondern auch empirisch mit Inhalt zu füllen, muss man nicht (so wünschenswert es auch wäre) bis in die vermeintlichen Niederungen der Gesellschaft abtauchen, um das „negative Sozialkapital“ (Offe/Fuchs 2001, S. 454) gut organisierter Assoziationen rechtsradikaler Gewalt oder mafiöser Strukturen zu untersuchen. „Unsocial capital“ (Levi 1996), das im Sinne wechselseitiger Förderungs- und Loyalitätsverpflichtungen, der gezielten internen Informationsverbreitung und dem abgestimmten Ausschluss Gruppenfremder fungiert, findet man auch jenseits der unliebsamen Schmutzdecken der Gesellschaft. Ein Beispiel dafür sind Solidaritätsformen von „ethnic communities“, die sich auf Grund ihrer Ausgrenzung vom Arbeitsmarkt besondere Nischen mit Spezialisierungsmöglichkeiten suchen und ihre ökonomischen Aktivitäten über ein enges, auf traditionellen Bindungen aufbauendes Beziehungsnetz organisieren, das zu beachtlichen wirtschaftlichen Vorteilen gegenüber Konkurrenten führen kann (Sterblich 1998, S. 202 f.; Körber 1998, S. 352 ff.). Ein anderes Beispiel sind die „Spitzen“ der Gesellschaft, die in Deutschland zwar über andere formelle und informelle Beziehungsnetzwerke verfügen als die erwähnten Eliten Frankreichs. Hinter dem „Kölner Klüngel“ (Scheuch/Scheuch 1992) verbergen sich aber auch hierzulande eine Reihe umgangssprachlicher Begriffe wie „Vitamin-B“, „Connections“ und „Cliques“, die man mit einer Definition, die soziales Kapital ausschließlich als wohlfahrtssteigernde soziale und moralische Kompetenz der Gesellschaft begreift, aus den Augen verliert. An Anknüpfungspunkten in der sozialen Praxis und aus alltäglicher Erfahrung fehlt es dieser Forschungsrichtung also ebenso wenig wie jener in der Tradition Putnams – nur: Sie gibt wenig Anlass zu vergleichbarer Euphorie!

Literatur

14

- Almond, G. A. & Verba, S. (1963). *The Civic Culture: Political Attitudes and Democracy in Five Nations*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Anheier, H.K., Gerhards, J. & Romo, F.P. (1995). Forms of Capital and Social Structure in Cultural Fields: Examining Bourdieu's Social Topography. *American Journal of Sociology* 100, 895-903.
- Anheier, H.K. & Kendall, J. (2000). *Trust and voluntary organisations: Three theoretical approaches* (Civil Society Working Paper 5), London.
- Beck, U. (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, U. (1997a). Kinder der Freiheit: Wider das Lamento über den Werteverfall. In U. Beck (Hrsg.), *Kinder der Freiheit* (S. 9-33). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, U. (1997b). Ursprung als Utopie: Politische Freiheit als Sinnquelle der Moderne. In U. Beck (Hrsg.), *Kinder der Freiheit* (S. 382-401). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, U. & Beck-Gernsheim, E. (1994). Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In U. Beck und E. Beck-Gernsheim (Hrsg.), *Risikante Freiheiten* (S. 10-39). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Berking, H. (1994). Solidarischer Individualismus. Ein Gedankenspiel. *Ästhetik und Kommunikation* 23, 37-44.
- Bourdieu, P. (1976). *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1979). Les trois états du capital culturel. *Actes de la Recherche en Sciences Sociales* 30, 3-6.
- Bourdieu, P. (1980). Le capital social: notes provisoires. *Actes de la Recherche en Sciences Sociales* 31, 2-3.
- Bourdieu, P. (1983). Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In R. Kreckel (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten* (S. 183-198). Göttingen: Schwartz.
- Bourdieu, P. (1986). Historische und soziale Voraussetzungen des modernen Sports. In G. Hortleder & G. Gebauer (Hrsg.), *Sport – Eros – Tod* (S. 91-112). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1987). *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1999). *La Noblesse d'Etat. Grandes écoles et esprit du corps*. Paris: Minuit.
- Bourdieu, P. (1992). *Die verborgenen Mechanismen der Macht*. Hamburg: VSA Verlag.
- Bourdieu, P. (1996). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft* (8. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Bourdieu, P. & Boltanski, 1981: Titel und Stelle. Zum Verhältnis von Bildung und Beschäftigung, in: P. Bourdieu, P., Boltanski, L., de Saint Martin, M. & Maldidier, P. (1981). *Titel und Stelle. Über die Reproduktion sozialer Macht*. Frankfurt am Main: Europäische Verl.-Anst.
- Braun, S. (1999). *Elitenrekrutierung in Frankreich und Deutschland*. Köln: Strauß.
- Braun, S. (2001). Bürgerschaftliches Engagement – Konjunktur und Ambivalenz einer gesellschaftspolitischen Debatte. *Leviathan*, 29 (1), 83-109.
- Bröskamp, B. (1994). *Körperliche Fremdheit. Zum Problem der interkulturellen Begegnung im Sport*. Sankt Augustin: Academia Verlag.
- Brumlik, M. (1995). Der importierte Kommunitarismus: Plädoyer für die verbandliche Wohlfahrtspflege? In T. Rauschenbach, C. Sachße und T. Olk (Hrsg.), *Von der Wertgemeinschaft zum Dienstleistungsunternehmen. Jugend- und Wohlfahrtsverbände im Umbruch* (S. 34-53). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bürsch, M. (2000). Bürgergesellschaft und aktivierender Staat. Eckpunkte für einen neuen Gesellschaftsvertrag. *Die Neue Gesellschaft. Frankfurter Hefte* 47, 452-459.
- Cohen, J. (1999). Trust, voluntary association and workable democracy: the contemporary American discourse of civil society. In M. E. Warren (Ed.), *Democracy and Trust* (208-248). Cambridge: University Press.
- Coleman, J. (1988). Social Capital in Creation of Human Capital. *American Journal of Sociology*, 94, 95-121.
- Coleman, J. (1990). *Foundations of Social Theory*. Cambridge: The Belknap Press of Harvard Univ. Press.
- Cusack, T.R. (1997). *Social Capital, Institutional Structures, and Democratic Performance: A Comparative Study of German Local Governments* (Arbeitspapier FS III 97-201 des WZB). Berlin: WZB.
- Dederichs, A.M. (1999). *Das soziale Kapital der Leistungsgesellschaft*. Münster: Waxmann.
- Dettling, W. (1994). Und der Zukunft gar nicht zugewandt. *DIE ZEIT*, Nr. 30 vom 22.07.1994, S. 28.
- Evers, A. (1999). Verschiedene Konzeptualisierungen von Engagement. Ihre Bedeutung für Analyse und Politik. In E. Kistler, H.-H. Noll & E. Priller (Hrsg.), *Perspektiven gesellschaftlichen Zusammenhalts. Empirische Befunde, Praxiserfahrungen, Meßkonzepte* (S. 53-66). Berlin: Edition Sigma.
- Forsé, M. (2001). Rôle spécifique et croissance du capital social. *Revue de l'OFCE – Observations et diagnostics économiques n°76*, 189-216.
- Fukuyama, F. (1995). *Trust: The social virtues and the creation of prosperity*. London: Penguin Books.
- Geser, H. (1980). Kleine Sozialsysteme: Strukturmerkmale und Leistungskapazitäten. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 32, 205-239.
- Granovetter, M. (1973). The Strength of Weak Ties. *American Journal of Sociology*, 78 (6), 1360-1380.
- Habermas, J. (1992). *Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats* (2. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Habisch, A. (1996). Was ist das Sozialvermögen einer Gesellschaft? *Stimmen der Zeit*, 214, 670-680.
- Habisch, A. (1999). Sozialkapital. In W. Korff & K. Homann (Hrsg.), *Handbuch der Wirtschaftsethik* (S. 472-508). Gütersloh: Gütersloher Verlags-Haus.
- Haug, S. (1997). *Soziales Kapital. Ein kritischer Überblick über den aktuellen Forschungsstand*. Arbeitspapier 15 des Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung. Mannheim.
- Heinze, R.G. & Olk, T. (1999). Vom Ehrenamt zum bürgerschaftlichen Engagement. Trends des begrifflichen und gesellschaftlichen Strukturwandels. In E. Kistler, H.-H. Noll & E. Priller (Hrsg.), *Perspektiven gesellschaftlichen Zusammenhalts. Empirische Befunde, Praxiserfahrungen, Meßkonzepte* (S. 77-100). Berlin: Edition Sigma.
- Heitmeyer, W. (Hrsg.). (1994a). *Das Gewalt-Dilemma. Gesellschaftliche Reaktionen auf fremdenfeindliche Gewalt und Rechtsextremismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Heitmeyer, W. (1994b). Das Desintegrations-Theorem. Ein Erklärungsansatz zu fremdenfeindlich motivierter, rechtsextremistischer Gewalt und zur Lähmung gesellschaftlicher Institutionen. In W. Heitmeyer (Hrsg.), *Das Gewalt-Dilemma. Gesellschaftliche Reaktionen auf fremdenfeindliche Gewalt und Rechtsextremismus* (S. 29-69). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Heitmeyer, W. (Hrsg.). (1997a). *Was treibt die Gesellschaft auseinander? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft* (Band I). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Heitmeyer, W. (Hrsg.). (1997b). *Was hält die Gesellschaft zusammen? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft* (Band II), Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Heitmeyer, W. (1997c). Einleitung: Auf dem Weg in eine desintegrierte Gesellschaft. In W. Heitmeyer (Hrsg.), *Was treibt die Gesellschaft auseinander? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft* (Band I) (S. 9-26). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Joas, H. (1993). Gemeinschaft und Demokratie in den USA. Die vergessene Vorgeschichte der Kommunitarismus-Diskussion. In M. Brumlik & H. Brunkhorst (Hrsg.), *Gemeinschaft und Gerechtigkeit* (S. 49-62). Frankfurt am Main: Fischer.
- Keupp, H. (1997). Die Suche nach Gemeinschaft zwischen Stammesdenken und kommunitärer Individualität. In W. Heitmeyer (Hrsg.): *Was hält die Gesellschaft zusammen? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft* (Band II) (S. 279-312), Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Keupp, H. (2000). *Eine Gesellschaft der Ichlinge? Zum bürgerschaftlichen Engagement von Jugendlichen*. München: Sozialpädagogisches Institut.
- Kistler, E., Noll, H.-H. & Priller, E. (Hrsg.) (1999). *Perspektiven gesellschaftlichen Zusammenhalts. Empirische Befunde, Praxiserfahrungen, Meßkonzepte*. Berlin: Ed. Sigma.
- Körper, K. (1998). Ethnizität und Wohlfahrtsstaat. In P.A. Berger und M. Vester (Hrsg.), *Alte Ungleichheiten – Neue Spaltungen* (S. 351-362). Opladen: Leske + Budrich.
- Laitin, D.D. (1995). The Civic Culture at 30. *American Political Science Review*, 89, 168-173.
- Lemann, N. (1996). Kicking in groups. *The Atlantic Monthly*, 277, 22-26.



- Levi, M. (1996). Social and unsocial capital: A review essay of Robert Putnam's "Making democracy work". *Politics and Society*, 24, 45-56.
- Münch, R. (1997). *Globale Dynamik, lokale Lebenswelten. Der schwierige Weg in die Weltgesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mutz, G. (2000). Bürgerschaftliches Engagement in der Tätigkeitsgesellschaft: Das Münchner Modell. In A. Zimmer und S. Nährlich (Hrsg.): *Engagierte Bürgerschaft. Traditionen und Perspektiven* (S. 149-168). Opladen: Leske + Budrich.
- Offe, C. (1970). *Leistungsprinzip und industrielle Arbeit. Mechanismen der Statusverteilung in Arbeitsorganisationen der industriellen „Leistungsgesellschaft“*. Frankfurt am Main: Europ. Verl. Anst.
- Offe, C. (1999). „Sozialkapital“. Begriffliche Probleme und Wirkungsweise. In E. Kistler, H.-H. Noll & E. Priller (Hrsg.), *Perspektiven gesellschaftlichen Zusammenhalts. Empirische Befunde, Praxiserfahrungen, Meßkonzepte* (S. 113-120). Berlin: Sigma.
- Offe, C. & Fuchs, S. (2001). Schwund des Sozialkapitals? Der Fall Deutschland. In R.D. Putnam (Hrsg.), *Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich* (S.417-514). Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.
- Portes, A., (1998). Social Capital. Its Origins and Applications in Modern Sociology. *Annual Reviews of Sociology*, 24, 1-24.
- Portes, A. & Landolt, P. (1996). The downside of social capital. *The American Prospect*, 26, 18-22.
- Putnam, R.D., Leonardi, R. & Nanetti, R. (1993a). *Making Democracy Work. Civic Traditions in Modern Italy*. Princeton, New Jersey: Princeton Univ. Press.
- Putnam, R.D. (1993b). The Prosperous Community. Social Capital and Public Life. *The American Prospect*, 13, 35-42.
- Putnam, R. D. (1995). Bowling Alone: America's Declining Social Capital. *Journal of Democracy*, 6, 65-78.
- Putnam, R.D. (1996a). The strange disappearance of civic America. *American Prospect*, 24, 34-48.
- Putnam, Robert D. (1996b). „Symptome der Krise – Die USA, Europa und Japan im Vergleich“. In W. Weidenfeld (Hrsg.), *Demokratie am Wendepunkt. Die demokratische Frage als Projekt des 21. Jahrhunderts* (S. 52-80). Berlin: Siedler.
- Putnam, R.D., (1999, November). Niedergang des sozialen Kapitals? Warum kleine Netzwerke wichtig sind für Staat und Gesellschaft. Vortragsmanuskript vom Symposium „denken – handeln – gestalten. Neue Perspektiven für Wirtschaft und Gesellschaft“ der DG BANK am 23. und 24. November 1999) in Hannover, S. 8.
- Putnam, R.D. (2000). *Bowling alone. The collapse and revival of American community*. New York: Simon & Schuster.
- Putnam, R.D. & Goss, K.A. (2001). Einleitung. In R.D. Putnam (Hrsg.), *Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich* (S. 15-43). Gütersloh: Bertelsmann-Stiftung.
- Scheuch, E.K. & Scheuch, U. (1992). *Cliquen, Klüngel und Karrieren. Über den Verfall der politischen Parteien*. Reinbek: Rowohlt.

- Schmitz, S.-U. (2000). *Homo democraticus. Demokratische Tugenden in der Ideengeschichte*. Opladen: Leske + Budrich.
- Schröder, G. (2000): Die zivile Bürgergesellschaft. Anregungen zu einer Neubestimmung der Aufgaben von Staat und Gesellschaft. *Die Neue Gesellschaft. Frankfurter Hefte* 47 (4), 200-207.
- Schuppert, G. F. (1997). Assoziative Demokratie. Zum Platz des organisierten Menschen in der Demokratietheorie. In: A. Klein & R. Schmalz-Bruns (Hrsg.), *Politische Beteiligung und Bürgerengagement in Deutschland* (S. 115-152).
- Skocpol, T. (1996). Unraveling from a above. *American Prospect*, 25, 20-25.
- Sterbling, A. (1998). Zur Wirkung unsichtbarer Hebel. Überlegungen zur Rolle des „sozialen Kapitals“ in fortgeschrittenen westlichen Gesellschaften. In P.A. Berger & M. Vester (Hrsg.), *Alte Ungleichheiten – Neue Spaltungen* (S. 189-210). Opladen: Leske + Budrich.
- Streeck, W. (1987). Vielfalt und Interdependenz. Überlegungen zur Rolle von intermediären Organisationen in sich ändernden Umwelten. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 39, 471-495.
- Suleiman, E.N. (1979). *Les élites en France. Grands Corps et Grandes Ecoles*. Paris: Seuil.
- Tarrow, S. (1996). Making Social Science Work Across Space and Time: A Critical Reflection on Robert Putnam's Making Democracy Work. *American Political Science Review*, 90 (2), 389-397.
- Tocqueville, A. de (1835/2001). *Über die Demokratie in Amerika*. Stuttgart: Reclam.
- Vester, M. (1997). Kapitalistische Modernisierung und gesellschaftliche (Des-)Integration. Kulturelle und soziale Ungleichheit als Problem von „Milieus“ und „Eliten“. In W. Heitmeyer (Hrsg.), *Was hält die Gesellschaft zusammen? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft* (Band II) (S. 148-203). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Weidenfeld, W. (1996). Den Wandel möglich machen – Eine Diagnose zur politischen Kultur der Demokratie. In W. Weidenfeld (Hrsg.), *Demokratie am Wendepunkt. Die demokratische Frage als Projekt des 21. Jahrhunderts* (S. 15-32). Berlin: Siedler.